

der Vorstandsvorsitzende der Klinik, als jeder, sogar die Oberschwester, sich erinnern konnte. »Ich habe immer noch sehr viele Kontakte in der Armee, Schwester Oberin. Und bei einem Namen wie Schwester Aprils muss jemand wissen, wo sie ist.«

Doch seine Erkundigungen brachten gar nichts, und jetzt war es an der Zeit, eine neue stellvertretende Oberschwester zu ernennen. Behutsam hatte er das Thema bei der Oberschwester angesprochen. »St. Angelus wächst beinahe zu schnell für uns. Wer hätte gedacht, dass einmal so viele leichtsinnige junge Männer in Automobilen und auf Motorrädern herumfahren würden. Allein letzte Nacht sind uns zwei junge Patienten in der Notaufnahme gestorben.«

Die Oberschwester hatte geseufzt. »Ich bin ja nicht grundsätzlich gegen die Idee«, sagte sie. »Es ist nur so, dass ich damit gerechnet habe, dass Schwester April zurückkommt. Sie hat St. Angelus geliebt.« Ihre Stimme versagte, und sie wandte sich verlegen ab, weil ihr die Tränen kamen.

»Ich weiß, Schwester Oberin, doch es ist schon sehr lange her.«

Das konnte sie nicht leugnen. Es war wirklich eine sehr lange Zeit gewesen, für sie alle. Die Nachwirkungen des Krieges wurden mit jedem Tag weniger spürbar. Und die Menschen freuten sich auf das, was der Frieden ihnen bot, nicht zuletzt die Hoffnung auf wachsenden Wohlstand. Für viele war es zu schmerzlich, sich zu erinnern. Jeder in Liverpool hatte jemanden verloren oder kannte jemanden, der in den finstersten Jahren gelitten hatte.

»Und es sind nicht nur die Motorräder und Automobile. Die neue Welle von Kriegsheimkehrern bedeutet, dass unsere Entbindungsstation bis auf den Flur überfüllt ist. Und die Einführung des NHS bringt jeden an seine Grenzen. Sie sind erschöpft, weil Sie zwölf Stunden täglich an sieben Tagen die Woche arbeiten. Sie sind nicht Florence Nightingale, auch wenn Sie ihr dicht auf den Fersen sind.«

Dr. Gaskell lächelte, und die Oberschwester gab nach.

»Sie haben recht. Ich habe meine Mutter schon beinahe ein halbes Jahr nicht mehr gesehen. Ich muss den Zug nach Lytham St Annes nehmen und sie in ihrem Heim besuchen. Sie ist jetzt fast neunzig, also sollte ich es bald tun.«

»Nun, ich denke, Sie haben eben selbst die Entscheidung getroffen. Wir brauchen eine stellvertretende Oberschwester. Ich habe Schwester Haycock gebeten, die Bewerbungen zu sichten und eine Vorauswahl von acht Kandidatinnen zu treffen. So, jetzt ist es heraus, und Sie werden mir hundert Gründe nennen, warum Sie glauben, dass ich einen Fehler mache. So leiten wir dieses Krankenhaus schon seit Jahren, nicht wahr?«

Sein Lächeln und seine bescheidene Haltung wirkten nicht.

»Aber, Dr. Gaskell, ich bin es, die am engsten mit der Stellvertreterin zusammenarbeiten wird. Es muss jemand sein, den wir angenehm finden. Eine Frau, von der ich weiß, dass ich mit ihr arbeiten kann.«

»Jemanden wie mich, meinen Sie?« Fragend zog Dr. Gaskell die Augenbrauen hoch.

Wieder schnappte die Oberschwester nicht nach dem Köder.

»Ihr werden einige sehr wichtige Aufgaben übertragen werden, für die ich dann keine Zeit mehr habe, und wir müssen auf ihre Kompetenz vertrauen können. Ich kann nicht die Hälfte meiner Arbeit an jemanden übertragen, wenn ich nicht absolut sicher bin, dass sie richtig erledigt wird. Ich bin es, nicht der Vorstand, die täglich mit ihr zusammenarbeiten muss. Und sie wird so viele neue Maßnahmen umsetzen müssen ...«

»Was genau der Grund ist, Schwester Oberin, weshalb wir die Kenntnisse von Schwester Haycock nutzen sollten.« Er erwähnte nicht, dass er insgeheim zutiefst enttäuscht war, weil Emily die Chance

ausgeschlagen hatte, selbst die Stelle anzunehmen. »Kommen Sie, wir beide sind noch Leute der alten Schule. Diese neue Generation von Ärzten und Schwestern hat im Krieg gedient, ist also schon auf dem Prüfstand gewesen. Sie sind zurückgekehrt und haben beruflich da weitergemacht, wo sie aufgehört hatten. Jetzt sind sie ein vollkommen neuer Menschenschlag. Sie haben andere Ideen, die eher zu dieser neuen Welt passen, von der alle immerfort reden.«

Sie waren ins Wohnzimmer der Oberschwester gegangen und setzten sich vor den Kamin, den die Haushälterin Elsie O'Brien eigens für den Besuch von Dr. Gaskell angefeuert hatte. Da er sein Leben der TB-Behandlung gewidmet hatte, konnte Dr. Gaskell kalte Räume nicht ausstehen. Deshalb saßen sie seit mehr Jahren, als jeder von ihnen nachzählen wollte, vor einem heimeligen Feuer. Es war still im Zimmer bis auf das Ticken der Standuhr, die einst der Mutter der Oberschwester gehört hatte.

Die Oberschwester saß auf ihrer Sesselskante, die Beine leicht seitlich angewinkelt, die Hände im Schoß verschränkt, und starrte in die züngelnden Flammen. Dr. Gaskell kannte sie, seit sie eine ziemlich junge Frau gewesen war. Als er nun ihr Profil betrachtete, stellte er zum ersten Mal fest, dass sie stark gealtert war, und fragte sich, wann das geschehen sein mochte. War es, als Schwester April zum Corps ging, während des Krieges? Oder als sie sich in Schwester Antrobus verliebt hatte, die Schwester April kaum unähnlicher sein konnte? Jene Liebe war entsetzlich missbraucht worden. Schwester Antrobus hatte sich als kaltherzige Frau entpuppt, die vor nichts halt machte, um ihre Interessen durchzusetzen. Eine Frau mit einer starken Persönlichkeit und reichlich Ehrgeiz, die die Oberschwester bitter im Stich gelassen und sie vor dem gesamten Haus bloßgestellt hatte. Als Schwester Antrobus endlich von Schwester Tanner entlarvt wurde, versetzte man sie von der Gynäkologie in die Notaufnahme, wo sie nicht allzu lange Zeit mit einzelnen Patienten verbringen würde.

Der Oberschwester war wohl bewusst, dass sie seit Wochen den Krankenhausklatsch dominierte, aber sie ertrug es mit Fassung und hoherhobenem Haupt unter ihrer Haube. Möglicherweise war sie da so gealtert, dachte Dr. Gaskell. Grausam gekränkt, ihre Würde erdrückt unter der Last des Tratsches. Plötzlich wurde Dr. Gaskell das Herz schwer. Wahrscheinlich war er der Einzige im St. Angelus gewesen, der gewusst hatte, dass die Oberschwester in Schwester April verliebt gewesen war. Eventuell hatte er es sogar noch vor ihr selbst erkannt. Er war bis heute in seine Frau verliebt und betete sie an. Sie hatte ihm einen Sohn geboren, ihn in seiner TB-Arbeit unterstützt, sich nie beklagt, dass er zu viel arbeitete, und sie war ständig in seinen Gedanken. Die gleiche Zuneigung, die er für seine Frau hegte, hatte er in den Augen der Oberschwester gesehen, als sie mit ihrer Stellvertreterin April arbeitete. Und er hatte auch die Verzweiflung an jenem Tag gesehen, als Schwester April durch das Tor fortging. Er hatte miterlebt, wie der Oberschwester das Herz brach, und tiefes Mitleid empfunden, weil deren Gefühle ein gesellschaftliches Tabu waren. Über sie durfte niemals gesprochen werden, man hatte sie stumm zu ertragen. Welche Kraft muss sie all die Jahre aufgewandt haben, dachte er. Um sich dann in Schwester Antrobus zu verlieben und das Gesicht zu verlieren.

Dr. Gaskell schlug einen sanfteren Ton an, wie er ihn sonst eher bei Patienten benutzte. »Sehen Sie es ein, wir entstammen einem anderen Zeitalter. Der NHS wird alles verändern. Das zu verstehen, fällt uns schwer, doch Sie wissen, dass die wenige Macht, die wir hier noch besitzen, eines Tages verschwinden wird. Ich habe Schwester Haycock diesen Prozess zum Wohle des St. Angelus anvertraut, und zu Ihrem, Margaret. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, auch zu meinem. Wir müssen mit der Zeit gehen.«

Die Oberschwester sah ihn streng an. Das letzte Mal, dass Dr. Gaskell sie beim Vornamen genannt hatte, war bei seiner Mitteilung gewesen, dass es keine Nachricht von Schwester April gab.

»Wir sind immer noch im Bewerbungskomitee und haben jeder eine Stimme«, fuhr Dr. Gaskell fort, »selbst wenn die Vertreter des Liverpool District Hospitals Board in der Überzahl sind. Am besten lassen wir Schwester Haycock die Bewerbungen übernehmen. Sie hat eine objektivere Sicht, wer und was erforderlich ist. Also ..., haben Sie noch eine Flasche Sherry in der Anrichte dort?«

Die Oberschwester lächelte. Dr. Gaskell gelang es immer wieder, seinen Willen bei ihr durchzusetzen. Er war der einzige Arzt im Krankenhaus, zu dem sie wirklich aufschaute. Als sie ihm sein Sherryglas reichte, blinzelte sie kurz beim Anblick seines faltigen Gesichts und des weißen Haars. Obwohl er nie über sein Alter sprach, war man sich allgemein einig, dass er längst über siebzig sein musste. »Wie viel Zeit bleibt uns beiden noch hier?«, fragte sie, als sie sich wieder hinsetzte.

»Ich habe keine Ahnung, aber gewiss werden wir es merken, wenn es so weit ist. Und mit ein wenig Glück wird es am selben Tag sein, sodass wir gemeinsam gehen können. Dieses Krankenhaus wird fortbestehen, und es ist eine Tatsache, dass unser Beitrag, je älter wir werden, beständig kleiner wird gegenüber den Jüngeren, die mehr Energie besitzen.«

»Seit wann sind Sie so abgeklärt?«, fragte die Oberschwester. Sie klang ein klein wenig verärgert, was sich jedoch schnell gab, weil sie einsah, dass er recht hatte. »Ich stelle fest, dass ich Schlachten kämpfe, die ich eigentlich nicht kämpfen muss«, sagte sie. »So war es früher nie. Es ist, als würde ich sie wollen, um meine Autorität zu festigen. Was für eine Kraftverschwendung.«

Dr. Gaskell versuchte, das Thema zu wechseln. »Wie geht es Ihrer Mutter?«

Die Mutter der Oberschwester lebte in einem der besten Pflegeheime in Lytham St Annes. Es war eher ein Luxushotel, und die Oberschwester hatte das Haus der Familie verkauft, um die Unterbringung zu bezahlen. Ihr die beste Pflege zu sichern, war ihre Art, ihr Gewissen zu beruhigen, weil sie ihr Leben der Sorge für andere gewidmet hatte, nicht für ihre eigene Mutter. Sie besaß immer noch Ersparnisse und einiges Geld aus dem Hausverkauf, doch wenn der Tag kam, dass sie in den Ruhestand trat, hätte sie kein Zuhause und niemanden, zu dem sie gehen konnte. Dr. Gaskell hatte eine Frau und eine Familie. Für ihn wäre die Zukunft ganz anders, dachte sie.

Während sie vor dem Feuer ihren Sherry tranken, hoffte die Oberschwester, dass der Tag, an dem sie sich dem Ruhestand, der Armut und Einsamkeit stellen musste, nie kommen würde.

Unten auf dem Hof verstreute Dessie Horton Kohlen auf dem Pflaster. Dabei rief er dem Pförtnerjungen etwas zu, der mit einem Blechimer zur Schwesternschule eilte. »Wo willst du damit hin, Tom?«, fragte er.

»Die sind für Biddey. Sie braucht mehr Kohlen für Schwester Haycocks Büro über der Schule, und ich bringe sie ihr.«

»Schon gut, Tom, ich mache das.«

Tom stellte den Eimer hin, schob seine Mütze nach hinten und kratzte sich am Kopf. »Aber das ist meine Arbeit, Dessie.«

»Weiß ich, Junge, doch ich möchte, dass du zurück zur Pförtnerloge läufst. Jake hat eine Liste von Stationen, die Sauerstoffflaschen brauchen. Die sind wichtiger als die Kohle.«

Froh, dass er Dessie nicht verärgert hatte, rannte Tom in Richtung Pförtnerhaus. Wie alle Jungen, die für Dessie arbeiteten, war auch er ausnahmslos loyal ihm gegenüber. Dessie, ein kinderloser Witwer Anfang vierzig, behandelte jeden seiner Helfer so, als wäre er sein Sohn. Und sie vergalt es ihm mit Respekt und Zuneigung.

Emily blickte auf, als sie hörte, wie die Bürotür leise geöffnet wurde. »Ah, hallo, Dessie. Das ist ja eine Überraschung. Wo ist Tom? Er ist doch nicht krank, oder?«

»Nein, ganz und gar nicht. Jake braucht ihn, weil wir einen Ansturm auf Sauerstoffflaschen haben. Anscheinend ist heute auf allen Stationen und in der Aufnahme der Teufel los. Es ist der Smog, sagt die Oberschwester. Der schlägt den Leuten auf die Brust.«

Emily drehte sich um und blickte durchs Fenster zum grauen Himmel und dem gelblichen Dunst in der Luft. »Der ist wirklich furchtbar. Was meinen Sie, Dessie, es heißt, wir bekommen dieses Jahr einen üblen Winter mit viel Schnee?«

Für einen kurzen Moment konnte Dessie nicht antworten. Er wusste, es stand immer schlimmer um ihn. Früher hatte er sie nur aus der Ferne beobachtet, wenn sie durchs Tor der Schwesternschule ging. Sie hatte keine Ahnung, welche Wirkung sie auf jeden Mann hatte, mit dem sie sprach. Sogar Dessies Assistent Jake, der glücklich mit Martha verheiratet war, schmolz bei Schwester Haycocks tiefblauen Augen dahin. Ihre Schwesternschülerinnen verehrten sie und hielten sie für eine Heldin. Immerzu setzte sie sich für sie ein, focht ihre Schlachten, vertrat ihre Interessen und nur wenige ihrer eigenen. Sie war engagiert und leidenschaftlich, aber auch einsam und verwundbar. Wenn er sie abends gehen sah und er wusste, dass sie ihren gebrochenen Stiefvater Alf besuchen würde, wurde Dessie die Brust eng. Er kannte ihre Geschichte. Das taten sie alle. Ihre gesamte Familie – die Mutter und die kleinen Brüder – waren beim Bombeneinschlag in der George Street umgekommen. Nur Alf hatte überlebt, weil er aus dem Haus gelaufen war, um Emily zu suchen.

Nachdem sie Dessie höflich etwas Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wandte sie sich bereits wieder den Papieren auf ihrem Schreibtisch zu. Dessie wollte noch etwas sagen, überlegte es sich aber anders und kippte die Kohlen in die Schütte neben dem Kamin. Dann richtete er sich auf und erlaubte sich einen letzten Blick. Sein Herz pochte schneller, was es jetzt in ihrer Gegenwart immer tat. Er hatte es absichtlich so arrangiert, dass er zu ihr gehen konnte. Ihm war ganz gleich, ob sie da war oder nicht. Schon die süße Luft, die sie geatmet hatte, wäre ihm genug gewesen.

Sie schmunzelte über etwas, das sie las, schnalzte leise mit der Zunge und nahm ihren Füllfederhalter auf. Dann begann sie zu schreiben, ohne Dessie wahrzunehmen, der sich einen Augenblick gönnte, um die Frau anzusehen, die ständig seine Gedanken beherrschte.

Es war ihr Haar, stets ordentlich hochgesteckt, aber mit kleinen Locken, die sich den Klammern entzogen und sich noch vor dem Mittagessen befreiten. Es waren ihre kleinen Schritte, ihre Verletzlichkeit, ihr Lächeln, die Art, wie sie sich in das Schwesterncape wickelte, das sie nicht aufgeben wollte. Es gab keinen lebenden Mann, der sich nicht wünschen würde, dieses Cape zu sein. Ihre zierliche Gestalt zu schützen und sie mit seinen Armen zu umfassen. Dessie schaute zu, wie sie schrieb, während er zur Tür ging und sie sehr leise hinter sich schloss, um Schwester Haycock nicht zu stören. Durch das Glas in der Tür sah er noch einmal zu ihr. Sie hatte nicht bemerkt, dass er gegangen war, doch es kümmerte Dessie nicht. Ihm genügte, dass sie seinen Namen kannte, ihm für die Kohlen dankte und ihm in die Augen sah. Damit konnte er eine Woche oder länger überleben.

Dich hat es übel erwischt, Dessie, sagte er sich, als er die Holzstufen, jeweils zwei auf einmal, hinuntereilte.

Biddy, die mit einem Tablett in den Händen im Zwischenstock stand, sah er gar nicht. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als er mit gesenktem Kopf und dem leeren Eimer in der Hand an ihr vorbeisprang.

»Waren das die Kohlen für Schwester Haycocks Büro?«, fragte sie.

Dessie hielt mitten im Laufen inne. »Ja, Biddy. Ich habe einige nachgelegt, und die Schütte ist randvoll. Jetzt hat sie es schön warm.«

»Gut, und im Klassenzimmer brauchen wir auch welche. Da bibbern sich zweiundzwanzig Schwesternschülerinnen halb zu Tode.«

»In Ordnung, ich schicke Tom gleich hin.«

Biddy grinste. »Oh, dann übernimmst du das nicht selbst?« Doch ihre Frage kam zu spät, denn unten fiel bereits die Tür ins Schloss.

»Sieh an«, murmelte sie. »Anscheinend hat Madge recht.«

Emily war ans Fenster gegangen und zog die untere Scheibe ein wenig hoch. Die Möwe trippelte auf dem breiten roten Sandsteinsims zur Seite und bäugte sie misstrauisch, als Emily ihr einen halben trockenen Pfeilwurzkeks hinlegte.

»Hier, du dummer Vogel«, sagte sie. »Der ist für dich.« Die Möwe schaute zu dem Keks und zurück zu Emily. »Iss ihn, wann immer du willst, aber warte nicht zu lange, denn es gibt bald Regen.«

Als sie den Kopf wieder zurückzog, sah sie Dessie über den Hof laufen. Einer der Jungen kam ihm entgegen und nahm ihm den leeren Kohleneimer ab. Emily fiel auf, wie liebevoll Dessie die Mütze des Jungen nach hinten schob und wieder richtig hinrückte. Und der Junge rief lachend: »Mann, Dessie!«

Fröstelnd schloss Emily das Fenster wieder und beobachtete Dessie, wie er zurück zur Pförtnerloge ging.

Biddy kam herein und stellte das Tablett auf den Schreibtisch. »Hm, das ist ja ein schönes Feuer. Ich habe meine Tasse mitgebracht und stehle mir einen Tee aus Ihrer Kanne«, sagte sie zu Emily, die ihr den Rücken zugekehrt hatte und aus dem Fenster schaute.

Sie brachte Emily ihre Tasse und bemerkte Dessie, der soeben um die Ecke bog. Als sie zu Emily sah, erkannte sie, dass sie ebenfalls zu ihm blickte.

»Was ist mit Dessies Frau passiert?«, fragte Emily.

Biddy beschloss, zu lügen und ihr die Geschichte zu erzählen, die man Dessie erzählt hatte. Doch das würde schwierig werden. Je weniger sie sagte, desto besser. »Es war die Bombe am Hafen. Dieselbe Nacht.«

Emily warf ihr einen Seitenblick zu, als sie die Tasse und die Untertasse annahm. Mehr Worte waren nicht nötig. Sie wusste genau, was Biddy meinte. Dessie hatte seine Frau in derselben Nacht verloren wie Emily ihre Familie. Sie beide hatten gelitten, und wie jeder in Liverpool, dem der Krieg nahe Menschen geraubt hatte, litten sie schweigend.

»Mich wundert, dass er niemanden hat, Sie wissen schon, verlobt ist oder so. Er ist solch ein reizender Mann. Ich hätte gedacht, dass ihn sich mittlerweile mal eine kluge Frau geschnappt hat.«

»Dessie? Nein. Er hat lange getrauert, ist jetzt aber drüber hinweg. Ihn interessieren nur seine Jungs und deren Familien. Unten in der Dock Road ist unser Dessie so was wie ein Held.«

Emily nickte – es war ihr bekannt – und drehte sich zu ihrem Schreibtisch um. Zu spät wurde ihr klar, dass Biddy näher ans Fenster getreten war.

»Heilige Maria Mutter Gottes!«, schrie Biddy. »Ist das zu glauben? Dieser Vogel hat uns einen Keks bis hier oben auf den Sims gebracht!«